

Zeitschrift: Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern
Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern
Band: 11 (1891)

Artikel: Notizen über die erste archäologische Expedition in der Provinz Catamarca (Republik Argentinien)
Autor: Methfessel, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-321847>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

XIX.

Notizen

über die

erste archäologische Expedition in der Provinz Catamarca

(Republik Argentinien.)

Von *A. Methfessel*.

Im Jahre 1888 sandte die Direktion des Museums von La Plata kleine Expeditionen nach dem Süden der Republik zum Zwecke palaeethnologischer Forschungen und Ausgrabungen. Die letzteren sollten dem Institute neues Material bringen; das Resultat dieser Forschungen fiel glänzend aus. Der thätige Direktor des Museums, Francisco P. Moreno beschloss nun, ermutigt durch die reichen Ergebnisse, welche die Erforschung der Provinz Buenos Ayres und Patagoniens zur Folge hatte, eine weitere Expedition mit der besonderen Aufgabe archäologischer Erforschung nach dem nördlichen Andengebiet auszusenden. Dieselbe sollte auch die Ausbeutung von Fossilresten nicht ausser Acht lassen.

Die Ehre der Leitung des Unternehmens wurde mir zu teil und so trat ich anfangs Dezember 1888 die Reise an.

In nahezu schnurgerader Richtung durchzieht das Dampfross von Ost nach West die grasigen und mit blühenden Kolonien beglückten Pampas bis Córdoba und von da sich nach Norden wendend die sandigen Ebenen bis zur Station El Recreo. Die Nordbahn, welche nach Tucuman, Salta und Jujuy abzweigt, verlassend, eilen wir westwärts bis an den Fuss der östlichen Cordillerenparallelen. An deren Abhang liegt die Station Chumbicha.

Dem Sockel des Gebirges entlang zieht sich ein breiter Waldstreifen, dessen Bestand besonders von *Aspidospermum* (Quebracho) zwei Spezies, ferner von *Celtis tala*, hin und wieder mit *Prosopis* (Algarrobo), drei Spezies, und andern Nutzhölzern untermischt, gebildet wird. Gruppenweise oder vereinzelt inmitten dieser Vegetation überrascht uns eine hochstämmige *Chamoerops*palme die monotonen Kuppen der anderen Baumarten angenehm, malerisch unterbrechend.

Der Charakter des Waldstrichs verändert sich gewaltig nach Norden durch das allmähliche Auftreten anderer Baumtypen. In der Provinz Tucuman, erzeugt das feuchtwarme Klima eine ganz verschiedene urkräftige Baumvegetation, begleitet von einer reichen Parasitenwelt.

Der Ort Chumbicha (früher auch Capayan genannt) verdankt seinen Namen dem tapfern Caziken eines kriegerischen Stammes. Er verteidigte den bei genanntem Orte das erste Gebirge durchschneidenden Engpass gegen Eindringlinge aus dem Süden und Westen. Der einstige Weg durch die Schlucht führte nach den grossen Ebenen, nördlich nach dem Fuerte Andalgala, sowie Belen, dem Cerro Famatina, von jeher bekannt durch seinen Gold- und Silberreichtum, und Tinogasta. In dieser Ebene, die rings von Gebirgen umschlossen ist, beginnt für uns das Gebiet historischer Forschung.

Von Chumbicha führt der Postweg durch genannte Quebrada del Cebilar (Schlucht mit kleinen Gehölzen des Cebils, einer Acaciacee) und von da fährt man einige Stunden auf unebenem Wege über Trümmerhalden mit spärlicher Vegetation, Bäume treten selten und niedere Sträucher nur zerstreut auf, dafür macht sich eine massige, niedere Cereusart im Gestein und Sand breit. Hier beginnt die Wasserarmut. Trotzdem finden sich hier schon unzählige Ueberreste von alter Besiedlung, Gruppen von Steinreihen lassen darauf schliessen.

Zwei Posttagsreisen führen uns durch diese monotone Landschaft durch die kleinen Ortschaften Mazan, Gaujil, Pipanaco, Colpes, an Poman und dem einstigen Londres vorüber. Vor Jahrhunderten waren alle diese Gegenden stark besiedelt.

Der Durchmesser der Provinz Catamarca von dessen Land wir eben sprechen, beträgt auf seinem Meridian 67 (Greenwich) von Süd nach Nord 275 km und die grösste Breite 420 km. Die Parallele von 28° begreift eine Oberfläche von 90,644 km²; die Provinz bewohnen nach den Aufnahmen des Jahres 1886 92,000 Einwohner, wovon die Hauptstadt Catamarca 8490, das Departement Fuerte Andalgala 10,445 auf einen Flächenraum von ca. 6000 km² und das Departement Santa Maria 7990 auf ca. 9000 km² zählen. Tinogasta, Gualfin und Belen sind in ungefähr gleichem Masse zu berechnen.

Alle diese (zwischen Cordilleren gelegenen) ungeheuern Länderstriche von Mendoza, San Juan, Córdoba, La Rioja, Catamarca, Salta und Jujuy sind selten durch kurze Gewitterregen, die vom Dezember bis Februar eintreten, begünstigt, wenigstens in den Niederungen, während sich in den Höhen jene häufig einstellen. Jedoch versickern die seichten Berggewässer meist sehr rasch, kaum stunden-

selten tagelange Berieselungen des Thales gestattend. Die Trockenheit wird besonders durch den Mangel an Quellen bedingt; die von Monat Mai bis August und darüber (also zur Winterszeit) herrschenden, permanenten Nord- und Nordostwinde, bei stets unbewölktem Himmel tragen das Ihre dazu bei, ebenso die den Sandboden durchglühenden Sonnenstrahlen. Während meines 14tägigen Aufenthaltes in Pilciao, stieg das Thermometer auf 42° C. im Schatten, ohne Rückstrahlungen. Pilciao liegt 820 m über Meer (die Beobachtungen des Höhenbarometers sind von mir täglich eingeschrieben und die Berechnung der Höhen in La Plata gemacht).

Ist dieses Land so armselig bevölkert, gerade deshalb weil keine stets fliessenden Flüsse und Bäche die Thäler durchströmen, so scheinen die vor einigen hundert Jahren daselbst lebenden Indianer weniger von dessen Besiedlung abgeschreckt worden zu sein. Neben den Flösschen, die eigentlich nur kleine Bäche darstellen, wie der Arroyo de Andalgalá und folgende im Santa Mariathale, der Rio Pajanquillo, Ampajango del Vallecito, Andalguala, Llapé und Siquimil, bauten sie sich selbst an den trockensten Orten munter an. Benannte Rios versickern meist ehe die Wässerchen in das breite Bett des Rio Santa Maria gelangen können.

Noch heute trifft man uralte Berieselungsgräben, oft in Felsen gehauen, an. Bei unsern Ausgrabungen fanden wir öfters verkohlte, grosse Maiskolben und Bohnen. Die Rothäute wussten die reiche Ernte der süssen Algarrobenbohne wohl zu benützen, nicht nur bereiteten sie daraus eine Art Patay (Brot), sondern auch einen von ihnen sehr geschätzten Most, die Chicha; zu jeder Zeit ist die Reifezeit genannter Baumbohne willkommen, denn sie bietet dem Menschen Obst und Most und das Vieh mästet sich damit während der trockenen Jahreszeit, wo sonst oft genug nicht ein Grashälmchen weit und breit zu finden wäre.

Auf unserer Durchfahrt längs dem Cerro Ambato fanden wir, dass die Ureinwohner mit Vorliebe die Bergabhänge zur Heimstätte aussuchten. Nie mag es ihnen an Jagdbeute gefehlt haben, es kamen damals und kommen noch jetzt teilweise vor, die Vicuna, die sich jetzt allerdings in die entfernten hohen Gebirge zurückgezogen hat, die Guanacos, Berghirsche, Wildschweine, der patagonische Hase (*Dolichotis patagonica*), die Berg und Thal bewohnende Biscacha (*Lagostomus*), Strausse, Gürteltiere, Papageien, Perdices (*Crypturiden*), Tauben u. a.

Nachdem wir auf stets wellenförmigem Sand und Geröllboden früher genannte kleine Ansiedlungen passiert, gelangten wir an eine Salina. Wer diese zum erstenmale zu durchkreuzen hat, mag wohl

den Kopf schütteln und meinen einen See durchwaten zu müssen. Wie ein herrlicher blauer See sieht sie auch aus; deutlich erblickt man am jenseitigen Ufer, auf $3\frac{1}{2}$ km alle hohen Gegenstände, wie Algaroben, die sich scharf auf dem glatten scheinbaren Wasserspiegel abspiegeln. Je näher man indes demselben kömmt, um so mehr löst sich das hübsche Gebilde in Dunst auf. Der stark salpeterhaltige sandige Morastboden ist eben an diesem Punkte übermässig durchnässt, Abzug findet das Wasser nicht mehr.

Glücklich ist man dem Versinken entronnen und auf ziemlich festem Boden eilen wir durch einen ausgedehnten Algarobenwald. Diesen hat sich Herr Samuel Lafone-Quevedo auserkoren, um mit dessen vorzüglichem Brennmaterial seine Schmelzöfen in Pilciao (im Walde selbst) zu nähren. Genannter Herr besitzt eine Kupfererzmine im Cerro del Atajo, von wo das Rohmaterial $1\frac{1}{2}$ Tagereise weit auf Maultierrücken heruntergebracht wird.

Ich darf diesen vortrefflichen Mann mit Ehren nennen und bald dürfte mein zukünftiger Chef der Expedition, Don Samuel in Europa einen bedeutenden Ruf erhalten durch seine linguistischen Kenntnisse der Aymará- und besonders der Quichoasprache. Mit Aufopferung seiner meisten Zeit betreibt er auch die Erforschung der früheren Geschichte und der Verhältnisse der Ureinwohner. Doch besonders als Etymologe geniesst Lafone in Argentinien eines grossen Rufes.

Von Pilciao ab wendet sich der Weg in geradester Linie den stolzen Häuptern der Nevados del Anconquija zu, an deren Füssen das Fuerte de Andalgalá liegt; dort angelangt, hört jedes Fahren von selbst auf.

In vielen geographischen Karten Südamerikas liest man Cerro del Aconquija, das ist nicht richtig, sondern es bedeutet An-Höhe; con = Eintritt oder Beginn; qui = Pic, Schneide; ja (aus ha - cea) = Fels- oder Bergkegel. Somit Anconquija.

Der südlichste, höchste Gipfel desselben (4650 m) fällt in die Hochebene des Campo de los Pucaraes (Pucará = Befestigung). Ueber letzterer erhebt sich südwestlich eine ziemlich absteigender Berg, Ausläufer der Kette des südlichen Ambatogebirges. Auf diesem stehen die noch bis 3,0 m hohen und in Horizontalkurven angelegten Verteidigungsmauern. In diesen Höhen von 2800 m wird die Puna (dünne Gebirgsluft) schon bedeutend verspürt.

Ueberall tritt dunkler Gneis ans Tageslicht, in den Trümmerhalden sich mit herabgerollten Granitblöcken mischend.

Unter der nordnordöstlichen Verlängerung der Anconquijkette zieht sich das (Hochthal) Valle de Taffi und westlich bis Choga, fast am Fuss des Atajogebirges die grosse Sandebene, welche früher

erwähnt wurde, an deren südwestlichen Grenze der bekannte Cerro de Famatina deutlich zu erblicken ist.

Oberhalb des alten Ingamanos und Chogas beginnt der Aufstieg bis zum Pass des Atajoausläufers in dessen Höhe die Minas del Socabon de las Capillitas gelegen sind. Genanntes Gebirge, sich westlich vom Haupt des Anconquija (Los Nevados) ziehend, muss in Urzeiten einen Wall zwischen der untern südlichen Ebene und dem Valle Santa Maria gebildet haben. Vom Pass an nordwärts steigt man etwa 300 m hinab in die versandeten Trümmerhalden des Letztern. Sechs bis acht Kilometer lang erstreckt sich da nach Westen eine Reihe von ca. 16,0—18,0 m hohen aufgewirbelten Sandhügeln und nicht ein Tröpfchen Wasser bis zur Punta Balasto, also einer starken Tagesreise von 14 geographischen Meilen, wäre da in sehr trockner Jahreszeit anzutreffen. Erst bei ebengenannter Estancia der Punta, wo der Rio Santa Maria eine starke Biegung beim Verlassen des Cajongebirges macht, rieselt das köstliche Bergwasser gen Norden und dies nicht immer.

Auf dem ganzen Wege trifft man stets Guanacos in kleinern oder grössern Rudeln an. Es sind dies überhaupt eigentümliche Geschöpfe, währenddem sie anscheinend von Natur aus nur auf Gebirgshöhen zu leben angewiesen sind, wo sie allezeit genügend Nahrung finden, erblickt man sie sogar in den Tiefebene, in den grossen Salinas zwischen den Provinzen Córdoba und Tucuman, immer mit Vorliebe den salpeterhaltigen Kräutern und höchst spärlichen Gramineen nachgehend, trotz sengender Hitze in den unübersehbaren weissen Flächen, bei jeglichem Mangel an Süsswasser. Bei obgenannter Punta de Balasto (nicht Balastro), richtet sich der Kurs des Rio Santa Maria nach Norden bis Cafayate, seine Wässerchen mit Schlammsand untermischt verlieren sich indes bei dem Pueblo de Santa Maria. Das Thal selbst und besonders das des Calchaquis wird besonders im Winter, dann während etwa drei Monaten, von heftigen Nordwinden heimgesucht.

Fast täglich erblickt man im Sommer, durch Gegenwinde erzeugt, längs des Thalsockels eine Anzahl schwarzer Säulen von aufgewirbeltem Sande. Sah ich doch eines Tages eine solche von wohl 400—450 m Höhe; davon zeugen die wandernden Sandhügel.

Während in den Thälern auch hier selten ein segenspendender Regen fällt, so sind die Niederschläge, besonders auf der Anconquijakette, im Herbst und Frühjahr bei Südwind, von heftigen elektrischen Entladungen begleitet derart, dass das ganze Gebirge bis an den Fuss oben mit Schnee, weiter unten von oft fusshohen liegenden Hagelkörnern überdeckt wird.

Der Mittelpunkt des Valle de Santa Maria und des Calchaquis ist der Ort Santa Maria, 2520 m über Meer. Nur streckenweise breitet sich eine ärmliche Gesträuchvegetation aus und nur in guten Jahrgängen trifft man hie und da mageres Gras, dagegen machen sich hier verschiedene Cactusarten geltend. Bald die oft 10—12 m, hin und wieder gehölzartig auftretende *Cercus gigantea*, die man merkwürdigerweise bis über 3800 m über Meer an den Bergabhängen sehen kann und andere niedere Arten. Je höher an diesem Gebirge hinauf, desto mehr nimmt eine Alpenflora überhand, *Calceolarias*, *Begonias*, *Mimulus*, *Solanaceen*, *Salvia* neben Farnkräutern, wie *Adiantum*, *Pteris*, *Gramineen* u. a. Von Bäumen eine *Alnus* und *Sambucus*, doch nur sehr vereinzelt. Der Ackerbau beschränkt sich in diesen Gegenden auf wenige Produkte, wie Mais, Weizen, Bohnen, Kartoffeln und Luzerne als Viehfutter. Wein wird überall gebaut und liefert ein ganz erträgliches Getränk.

Der Menschenschlag, welcher jetzt angetroffen wird, ist spanisch-indianischen Geblüts, primitiv in allen seinen Lebensverhältnissen, unwissend und bigott, doch nicht unintelligent. In den Sierras hausen friedlich noch ganze Familien reinen Calchaquigeblütes, von etwas Viehzucht und geringem Ackerbau lebend, soweit es die Bodenverhältnisse erlauben.

Die Gestalt dieser Bergbewohner ist mittelgross, kräftig mit stark gewölbtem Brustkasten, prächtigem Gebiss, von Farbe hell bis dunkelbraun. Die Augen sind etwas geschlitzt, die Stirn niedrig, der Hinterschädel länglich. Backenknochen stark hervortretend, die Kopfhare sind dicht und lang, der Bart dünn.

Ceramik. Bei den gegenwärtigen Bewohnern des nördlichen Teiles der argentinischen Republik hat sich, wie bei andern unterjochten Völkerschaften der Sinn für gewerbliche Thätigkeit vollkommen verloren, besonders da, wo diese auf den jetzt verschwundenen religiösen Kultus gerichtet war. Selbst dem Abkömmlinge der alten Peruaner ist die Idee abhanden gekommen, seine Hausgerätschaften mit allegorischen Bildern zu bemalen und so die Kunst weiterzubilden, durch die sich die Bewohner der Cordilleren in der Vorzeit so sehr auszeichneten.

Die alten dem Huyracocha gewidmeten Thongefässe, Chichatöpfe trugen menschenähnliche Gesichtszüge. Die Beerdigungsvasen, von hübscher Form, trugen die verschiedenen Insignien heilig gehaltener Tiergestalten, wie die der Schlange, der Kröte, des Strausses. Den Zwischenraum füllen mystische gerade und gebrochene Linien, ein hübsches Ganzes, fast symmetrischer Natur bildend. Fast ohne Unterschied enthielten diese länglichen Vasen (Huirquiquis) Reste eines

kleinen Kindes, sei es auch nur den Schädel und einige Knochen. Die Bemalungen sind charakteristisch für das ganze Calchaquithal und die Ebenen vom Fuerte de Andalgala bis nach La Rioja.

Neben diesen kommen ausser rohen Küchentöpfen tassenartige Töpferarbeiten aus dunkler Thonerde geschwärzt und ciselirt, vor. Aus gleichem Material fast kunstvoll verschiedengestaltige Luxusgegenstände, den Peruanischen ähnlich.

Doch als wie unabhängig von diesen finden wir allhier eine verschiedene Bestattung der Toten als wie sie in den peruanischen Huaccas (Begräbnissen) vorkommt. Höchst selten findet sich eine Topfgerätschaft, noch viel seltener weitere Hausutensilien, Waffen etc. bei dem Kadaver. Ich will nicht behaupten, dass dieses im ganzen Calchaquithal, Jochuill (Sta-Maria) mit eingeschlossen, der Fall wäre. Gerne möchte ich vermuten, dass jünger emigrierte Peruaner-Familien ihren Sitten stellenweise getreu geblieben, aber wohl kann man behaupten, dass die Keramik genannten Thales während Jahrhunderten ihre eigenen Motive und weitere Verzierungen erfand. Stets sind sämtliche Topfgeschirre in einem Pantheon isolirt, stehend, meist mit bemalter grosser Tasse bedeckt, 1—2 m tief im Sand oder weisser Thonerde zu finden. Ein oder mehrere Steine an der Oberfläche geben meist das Verscharrte kund.

Begräbnis. Genügend bekannt ist, dass die Autochthonen von Araucanien, im peruanischen und bolivianischen Gebiet der Cordilleren bis nach Mexico ihren Toten eine respektvolle Bestattung gaben. Dem Kadaver, das oft mumifizirt war, wurden Gerätschaften und Waffen beigegeben. Die Toten wurden einzeln oder in Gruppen von Familien zwischen mehr oder weniger gut geformten Mauern, Behältern, Felsnischen abgesondert, begraben.

Aehnliches finden wir bei den Ureinwohnern der östlichen Cordilleren in der heutigen argentinischen Republik unter anderem in der Provinz Catamarca. Wie die Keramik gegenüber anderen Ländern verschieden war, so ist auch die Art der Totenbestattungen in eigentümlichster Weise modifizirt. Die ganz kleinen Kinder wurden vor der Körpererstarrung in die schmalen Huirquis gelegt, von bemalten grossen Tassen bedeckt und in aufrechter Stellung etwa anderthalb Meter tief in den Boden versenkt. Bei Andalguala (Santa Maria) gruben wir einen ganzen Totenacker mit 43 genannter Beerdigungsvasen aus, kein Kadaver eines ausgewachsenen Menschen fand sich in diesem Gebiet vor. Dann treffen wir erstere wieder zwischen einzelnen Topfwaren und grossen Skeletten, aber je ungefähr ein Geviert und je nach dem ein oder mehrere Steine zur Seite, in Gesamtgruppen. Angesehene Persönlichkeiten wohl findet man teilweise bekleidet,

einzelne mit Grasschnur voller weisser und blauer Kügelchen und kleiner Ringelchen. Diesen Leuten irgend einer Auszeichnung war ein kleines Gewölbe von etwa 3—4 m³ vergönnt. Die runde, gewölbte Mauer ohne Mörtel ist von 0,80—1 m langen, schmalen Steinen aus Basalt bedeckt und 1,50—2 m tief unter der Erde. Bei den Kadavern findet sich selten etwas, höchstens ein silbernes Blättchen oder eine kleine kupferne Gerätschaft oder eine Tasse ohne Inhalt. Hin und wieder werden 2 Skelette im Grabe gefunden, stets liegen sie seitlich, die Beine stark eingezogen und oft genug trifft man Gerippe ohne Kopf an oder ohne Kinnbacken, während denselben sonst kein Knochen fehlt.

Gesamtgräber kommen häufig am Fuss lothrechter Felswände vor, wo Gewässer denselben nischenförmig ausgewaschen haben. Hier liegen dann die Schädel verschiedener Rassen zwischem einem Kunterbunt hinzugeworfener Knochen dergestalt durcheinander, dass nicht ein einziger kompletter Körper zu finden wäre und sollte einmal eine Auferstehung der Leiber stattfinden, es eine gewaltige Konfusion abgäbe, bis jeder Kopf seine respektiven übrigen Glieder beisammen hätte. Die dolichocephalen Schädel herrschen in diesen Gräbern vor, die von 10—15 Individuen eingenommen werden. Das Grab ist in der Regel von einer kleinen Mauer umgeben und von einem Erdhügel bedeckt. Die Lage oder Richtung des Gesichtes ist eine Verschiedene, wenigstens erblickt man keine kulturelle Regel, etwa mit Gesicht nach Sonnenaufgang oder Untergang.

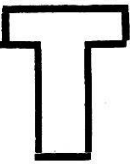
Steinwaffen und Gerätschaften. Es finden sich Kugel, Hammer und sternförmige Waffen ohne Stiele, aus Syenit; ferner Lanzen aus Syenit und Pfeilspitzen aus Silex; letztere an den Kanten meist scharf gezähnt, dreieckig, daneben auch abgerundete aus Quarz und Obsidian, häufig auch aus Knochen der Berghirsche und Guanacos, ferner Steinäxte und Schleuderkugeln.

Haus- und andere Gerätschaften aus Granit und Syenit. Der Maray, ein bearbeiteter Block mit Kerben, womit auf flacher Unterlage Minerale verrieben wurden.

Conando, ausgehöhlte, längliche Steine, je nach dem zum Verreiben von Mineralien, Farben, Mais bestimmt, je mit Zugabe eines länglich runden Steins.

Mortero. Grosse und kleinere Granitblöcke, auf deren horizontalen Fläche bis 0,20 m Durchmesser haltende Aushöhlungen vorkommen, als Mörser dienlich. Zuweilen besitzt ein Stein 30 Löcher. Besonders kommen bei Belen und dem Ambatogebirge vor: Gesichtsfiguren und Köpfe, sowie kleine Idole, tierähnliche Gestaltungen, sowie Flöten, meist aus Syenit.

Es sei bemerkt, dass der Obsidian, welcher häufig in den Gräbern aufgefunden wird, nicht aus diesen Gegenden stammt. Gibt es in Patagonien und Peru sogenannte bemalte Steine, so finden wir in unserer Region etwas Aehnliches. Durch das Manganeisenoxyd geschwärzte Granitblöcke sind daselbst überaus häufig. Dies wusste der Autochthone geschickt zu benützen durch Einklöppeln hieroglyphischer Zeichen und Figuren und da die schwarzbraune glänzende Schicht sehr dünn, so kommt bei nur geringem Einmeisseln die helle Granitfarbe sehr rasch zum Vorschein. Zu unserm grössten Bedauern findet sich Niemand, der im Stande wäre, diese mystischen Zeichen zu enträthseln; unter diesen einzig sind leicht erkenntlich die Schlange, der Zickzack des Blitzes, Huanacos, Perdizspuren, alles Uebrige ist in mysteriösen Konturen gezeichnet und die Blöcke stehen als Monolithen da.

Kupfergegenstände. Noch ziemlich häufig werden Aexte in folgender Form:  angetroffen aus Kupfer oder Bronze, und den Hellen ähnliche selten. Kleine Meissel und Ciselierstäbchen. Flache Glocken mit erhabenen Gesichtsfiguren ähnlich wie bei Vasen. Scheibenförmige Embleme mit dito Figuren. Embleme wie beiliegendes Croquis zeigt, von Autoritätspersonen getragen. Dies ist alles, was ich zu Gesicht bekam von genanntem Metall.

Aus Silber und Gold sind anderwärtig verschiedene Gegenstände ausgegraben worden.

Idole aus Thon und Stein sind hier selten.

Pircas. Unter diesem Titel bezeichnen wir Steinreihen bis zur vollendeten Mauer, meist zu Behausungen eingerichtet. Letztere trifft man besonders in Städten an. Durchschnittlich besitzen die Mauern eine Höhe von 2–4 m, mit oder ohne einen sehr schmalen perpendikulären Eingang. Mit Vorliebe wurden die dunklen, flachen Gneissplatten zu ihrer Herstellung benützt, sie sind von innen und aussen mit grosser Sorgfalt ohne Mörtel in- und auf einander gepasst und bilden glatte Wände von 0,60–1 m Stärke. Je nach dem gewisse Stämme Pucarás oder Städte besiedelten, finden sich bald schmale Gänge um die quadratischen Gemäuer, bald fehlen dieselben. Meist schliesst sich eine Mauer an die andere an, ohne eine Spur von Treppe, so dass man, wie auf der Loma Rica (Fuss der Loma Rica 2600 m; die Stadt derselben 2955 m; Andalguala 2810 m, Horizontalfläche 315 m), ohne Unterbrechung auf Mauern wandelt und nur hie und da auf enge kurze Wege stösst.

Da die JocaHuill- und Calchaqui-Stämme stets unter sich Krieg führten, waren die Besiedlungen auf steiler Höhe gebaut, an den

sehr abschüssigen Halden finden sich dann an zugänglicheren Stellen pircas und etwa Gemäuer vor zur Verteidigung. Von Bedachungen ist keine Spur mehr zu sehen. *Da die Wälder fehlten*, mochten die trockenen Stämme des *Cereus giganteus* als Pfosten gedient haben, auf denen Zweige, Guanacofelle, die hier spärlich (an feuchten Stellen) vorkommende *Ginerium argentea* das Dach geliefert haben; es bleibt keine andere Vermutung übrig. Die sehr häufigen Felsgrotten, oft sehr grosse, welche man besonders im Anconquijagebirge antrifft, zeugen gleichfalls von einstiger Bewohnung.

Eigenartig durch seinen labyrinthischen Bau ist Quilmes. Hier verteidigte sich der kriegerische Stamm gleichen Namens fast ein Jahrhundert lang gegen seine Nachbarn, bis sie schliesslich von den Spaniern dingfest gemacht und zur Dezimierung in der Zahl von 1600 Gefangenen in die Nähe des entfernten Buenos Ayres gebracht wurden. Ihre neue Heimat erhielt und besitzt noch den Namen der Quilmes.

Das alte Quilmes im Calchaquithale nimmt eine hervorragende Stellung in den vielen Kriegen ein. Schon die architektonische Anlage erinnert an die Pucaraes Süd-Chilis und sind die Versionen des Chronistenpaters Lozano richtig, so kommt jener Stamm aus Araucanien an der pacifischen Küste, von wo er, vor incasischer Verfolgung flüchtend, sich schliesslich hier ansiedelte. Ist diese Stadt ausnahmsweise am Fusse des Sierra de Santa Maria erbaut, so sehen die Ansiedelungen der Punta Balasto (nicht Balastro) ganz anders aus. An steilem Abhange eines südlichen Ausläufers sind die Pircas eine fast über der andern erbaut, gleichermassen die Ansiedlungen im Cajongebirge.

Es scheint als ob das Gold und das Kupfer, die hier und an vielen andern Orten ziemlich an der Oberfläche sich fanden, eine besondere Anziehungskraft auf die meisten Stämme ausgeübt haben, waren doch die meisten Stämme den Incas tributpflichtig.

Im Thale selbst scheinen friedliebendere Menschen gewohnt zu haben, davon zeugen massenhafte Ueberreste einstiger Bodenkultur. Was wünschte der Antochthone mehr als genügende Jagd, seinen Mais, Algarrobe, Gold und Kupfer, etwas Wasser, das Alles traf die Rothaut in diesem Thale selten wie anderswo. Deshalb wohl pflegte diese Gegend von Tausenden und aber Tausenden aufgesucht zu werden.

Wie viele, nur den jetzigen Guanacojägern bekannte Schluchten zeugen von einstiger Besiedlung, unausgeforscht und geheimnisvoll winken altersgraue Mäuerchen an steilen Halden dem Forschenden entgegen; wie manches Interessante wäre da noch zu finden und zwar oft an den unscheinbarsten Orten. Ein strategisch wichtiger

Punkt an der Scheide früher genannter beiden Thäler bildete das Fuerte Quemado, es war das Centrum. Am Fusse breiten sich auf der Thalsandfläche ganze Strecken niederer Pircas aus. Am Abhänge stehen noch sehr viele 2—4 m hohe Gebäudemauern. Drei Ruinen cylindrischer niederer Türme stehen noch da und auf einer etwas isolierten Anhöhe von 195 m Höhe existieren auf dem schmalen Kamm Wegemauern und drei Ruinen einstiger Befestigung, ausgezeichnet als Observatorien, da der Ueberblick weit und breit die Thäler beherrscht. Eine der Ruinen lässt, nach Lafosse und Andern auf einen Inti-huatana (Sonnentempel) schliessen. Die heutige und alte poblacion des Fuerte Quemado (verbranntes Fort) liegt 2300 m über Meer, der Inti-huatana 2490 m, Santa Maria (Jocavil oder Jocahuill) 2520 m.

Geschichtliches. Gross ist seit der Conquistazeit die Zersetzung sämtlicher Namen von Volksstämmen, Städten etc. und schwierig die Aufgabe der Etymologen das Chaos spaniolisierter und indigener Endsilben wieder in ihre ursprüngliche Namenform zu bringen. Gab es in diesen andinen Regionen ein eigentümliches Zusammenströmen verschiedener Volksstämme, wie die der Araucaner, Chiriguanen, Peruaner, Bolivier, so war durchschnittlich die Cuzco- (Quechova) sprache die am meisten Vertretene. Geben wir einige wenige Beispiele, besonders die heutigen Provinzen La Rioja, Catamarca und Salta betreffend. Hualasto, (Gualasto) verwandelte sich in Balasto; Huatungasta in Batungasta; Ingamano in Encamana, Sahuil in Sanjil, Huillahuil in Billabil. Aus den Endsilben huil bildete sich bil, vil, fil. Der Buchstabe H steht im Spanischen einem fast gehauchten W am nächsten, das B spricht sich fast wie W aus. Die Quichoa-sprache hat überhaupt eine so schwierige Aussprache, dass, wollte man sie sich in die Feder diktieren lassen, es nicht möglich wäre, sie einem Indianer lautächt und verständlich wiederzugeben. Bil, vil, fil leitet sich ab von huilla, Hase. Dieser Vierfüsser ist streckenweise stark vertreten und es ist deshalb nicht zu verwundern diese Wortsilben sehr häufig zu hören. Nach Herrn Lafosse schliessen u. a. Fama-y-fil, Famatina, Fiambalao etwas anders in sich, als eine Transliteration mit seiner Korruption in Buchstaben und Silben. Letztgenannte drei Ansiedelungen gehörten fast mit Sicherheit zum Lande der Diaguitas. Eine gründliche Untersuchung ausgegrabener Schädel wird mit der Zeit manches Räthsel lösen, ob man es hier mit einer speziellen Rasse zu tun hat; immerhin gehörten diese Genannten zu denjenigen Stämmen, die den Incas von Cuzco untertan waren.

Quilmes bildete seinerzeit die neutrale Zone zwischen dem Valle de Jocavil (Jocahuill) und dem des Calchaquis. Die nördlichen Nachbarn ersterer waren die Tolombones, Pacciocas, Colalaos, welche sich mit den Quilmes, wie es scheint schliesslich verbanden und den Stamm der Calchaquies ausmachten.

Dies ist wenigstens die allgemeine Vermutung. Besonders verdienten die Quilmes den Ruf sehr Streitbar zu sein und ihnen gilt wahrscheinlich folgende aus *Calcha* abgeleitete Benennung. Calcha heisst brav, tapfer, böse; Calchaquies, die sehr braven Leute. Nahe der neutralen Grenze, zwischen dem heutigen Santa Maria und Quilmes, als dem eigentlichen Mittelpunkt der Thäler, stand ein wichtiger Punkt der incasischen Ureinwohner, das Fuerte Quemado.

Die hauptsächlichsten Kampeone während den blutigen Fehden indianischer Freiheit rekrutierten sich aus den Stämmen von Londres, welche einen grossen Teil der jetzigen Provinzen La Rioja und Catamarca besiedelten. Zuletzt verbanden sich die Tolombones und Pacciocas nach einer Niederlage mit den Spaniern gegen die sich heroisch verteidigenden Hualfines. Durch die Verbindung der südlichen Stämme der Jocuviles, Angimaos, Albancanos, Andalgalás und Tucumangastas hatten die Spanier während fast hundert Jahren einen harten Stand, bis endlich auch erstere unter dem Regiment eines Mercado und Villacosta aufs Haupt geschlagen wurden. Calchaqui fiel und mit der Eroberung Tucumans war das Schicksal dieser Völker besiegelt.

Nicht leicht hätte obig genanntes Fuerte Quemado einen strategisch günstigeren Platz an der Sierra de Santa Maria finden können. Auf dem Kamme eines etwas isoliert stehenden Berges lag das Observatorium, von einer der jetzigen Ruinen nimmt man an, es sei ein Inti-huatana (Sonnentempel) gewesen.

Eine Seite (gegen Westen) des 195 m hohen Bergrückens ist äusserst schwer zugänglich und überall wo solches thunlich, waren die moränenartigen steilen Trümmerhalden mit Verteidigungsmauern versehen. Unten am Fuss liegt eine ausgedehnte Stadt niederer Pircas. Am Südende stehen noch eine gute Anzahl 3—4 m hoher Mauern und an einer Halde drei runde Türme. In der Alles nivellierenden Gegenwart macht sich der daselbst ansässige Einwohner kein Gewissen daraus, diese Monumente so vieler Kämpfe zu zertrümmern, um das schöne Steinmaterial zu Häusern und Mauern zu benutzen.

Die alte und neue Poblacion liegt 2300 m und der Inti-huatana und Observatorium 2490 m über Meer.

Die Gegend war stark kolonisiert und konnte der durch das Valle de JocaHuill führende incasische Weg einesteils und der Pass aus dem gegenüber liegenden Ausgang aus dem Hochthale Taxis ausserordentlich gut vom Fuerte aus beobachtet und verteidigt werden. Hier boten die Incasischen den Eindringlingen des Calchaquies und Quilmes ihre Stirne. Ein Umgehen genannten Fuertes, etwa durch das westliche Valle del Cajon wurde durch das neun Leguas südlich gelegene Fuerte Balasto bewerkstelligt. Die Fuertes von Famatina und Catamarca befestigten sich durch die ausgedehnte Linie der Diognitas gegen die Horden des jetzigen La Riojagebietes; San Juan und die Pucaraes der Hochebene am südlichen Fusse der Nevados del Anconquija wider die Lules et Juries.

Der erste Sitz der Domination von Cuzco in unserer Region war Tucmahaho, oder Tucmao-Tucuman (aus dem Dialekte Kaka, der Muttersprache des Quichoa) und es unterliegt gar keinem Zweifel, dass die tucumansche Gesandtschaft an den Inca von Cuzco, zur Zeit der Inca Huiracocha deshalb dorthin gesandt wurde, weil die den Calchaquies und andern Stämmen zunächst wohnenden Völker immerwährenden Fehden ausgesetzt waren und Hülfe von Norden ansuchten. Wie früher erwähnt, beherbergten verschiedene Berggegenden edle Metalle, die sehr oberflächlich ausgebeutet wurden und wie gesagt einen Grund mehr darboten sich daselbst anzusiedeln. Der Chroniste Techo erzählt von den Calchaquies, dass sie liebten im Kampfe gegen ihre Feinde sich mit allerlei Zierraten zu schmücken. Silberne Spangen und Armbänder, kupferne Embleme wurden von den politisch und kriegerisch Bevorzugten als Auszeichnungen getragen. Bei den Incasischen war es schon kunstvollerer Schmuck und auch nur auf Geheiss Privilegierten gestattet, Insignien umzuhängen. Eine der Letzteren wurde in Catamarca gefunden, wahrscheinlich stellt es den gottähnlich verehrten Huiracocha vor.

Ein grosses Feld bietet sich dem Forscher dieser Gegenden dar, von Chumbicha an über Masan, Fuerte de Andalgalá bis Cafayate (Provinz Salta). Doch mein längster Aufenthalt war in Angalguala bei Santa Maria, dessen Ergebnis wohl reichlich ausfiel aber nur zu gründlich lokal realisiert wurde. Eine weitere Expedition wird dieser ersten folgen.

Die Ausbeute aus den Gräbern beweist, dass allhier Araucaner, Chiriguanos (die von von ihnen verwandten Guaramis) und hauptsächlich Peruaner ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten. Im grossen Ganzen herrschen die mesaticephalischen Schädel vor, Dolichocephalen sind in der Minderheit. Die Sammlung besitzt jedoch eine hübsche Anzahl schöner Exemplare sehr breiter und anderer sehr

lang gepresster Köpfe. Viele konnten noch nicht bestimmt werden, da sich schon eine starke Mischung der Individuen verschiedener Rassen bemerkbar macht.

Eine neue Expedition wird ein besseres Resultat liefern. *Die jetzige Bevölkerung* hat noch sehr viel Typisches, besonders in der Kopfform aufzuweisen, sowohl Brachy- als Dolichocephalie, obschon natürlich längst kein Verzerren der natürlichen Form in der Kindheit mehr vorkommt, besonders lassen sich häufig die Abkömmlinge der Aymarass darin erkennen.

Noch sind die Sierras von einer guten Anzahl von Familien rein erhaltenen Indianergeblütes bewohnt. Sie gehen bekleidet wie die andern Einwohner und sind soweit friedlicher Natur, sobald sie nicht zu sehr dem Einflusse der Chicha und des Branntweins sich ergeben.

Im allgemeinen leben fast sämtliche Catamarcanos (die im Thale und Gebirge) von der Viehzucht und geringem Ackerbau. Mit Ehrfurcht, ja gewisser Scheu spricht der Indianersprössling von seinen Vorfahren und ihren Ueberlieferungen.

Für die abergläubischen Menschen spucken märchenhafte Geschichten von den in den Gebirgen hausenden Seelen und Geistern, welche die Schätze behüten und denen die Aberwitz treiben, fürchterliche Strafe bringen, ferner von nächtlichen Feuerflammen etc. Leider tut die katholische Kirche wenig oder nichts zur Entkräftigung solchen Unsinns, im Gegenteil ist ja das Volk mit seiner Ignoranz und seinem religiösen Fanatismus nur das Material zu guten Einkünften. Nur ausnahmsweise gibt es geschulte Männer, welche sich die Mühe geben, den sonst hellen Kopf der geistig Unterdrückten zu erleuchten. Das Quichoa hört man unter Angehörigen noch oft sprechen und dies nur unter den ärmern Bergbewohnern, doch findet sich die nunmehrige spanische Landessprache noch stark mit Brocken des Quichoa, selten des Aymará untermischt.

Nachträglich sei mir gestattet, ein kleines Beispiel des Aberglaubens zu erzählen. Eine etwa achtzigjährige Indianerin teilte mir mit, dass eben in dieser felsigen Gegend, allwo ich meine Ausgrabungen unternahm, in ihrer Kindeszeit auf halber Höhe eines etwa 200 m hohen Felsens stets die versteinerte Figur einer alten Frau zu sehen war. In der einen Hand hielt sie eine goldene Kugel, welche in gewissen Nächten leuchte, in der andern eine rote Tasse. Doch eines Nachts sei sie von hier verschwunden und dann anderswo gesehen worden, aber ohne benannte Gerätschaften. Was that sie dann? — Sie schien zu spinnen.

Ein Weiteres. Am Tage des San Geronimo geht alle Welt mit Schaufeln und Hacken aus, um Nachlassenschaften der Vorahren zu

suchen, welche an diesem Tage angeblich oft ganz offen zu Tage liegen. Solches und Unzähliges mehr ist noch gäng und gäbe allhier. Was die Ceramiken anbelangt, ist und bleibt ihre Ausübung bei den jetzigen Einwohnern, ohne irgend eine Nachahmung, begraben. Nur die gewaltigen Wein- und die kleinern Chichathongefässe beliebt man in der ursprünglichen Form zu fabrizieren, weil sie so ihrem Zweck entsprechen.

Im Verhältnis zu den alten Peruanen waren die hiesigen Autochthonen nicht ungeschickt in der Gewebeindustrie und scheint sich dies auf die gegenwärtige Bevölkerung übertragen zu haben. Wie in Belen, Qualfin und anderswo werden auf sehr primitiven Webestühlen sehr sauber gearbeitete Ponchos aus Vicuna, Guanaco und Schafwolle, sowie bunte, komplizierte Bettdecken, sowie Wollzeug zur Bekleidung bearbeitet.

In *geologischer* Beziehung sei in Kürze gesagt, dass dunkler Gneiss in den Höhen, Granit an den Abhängen, besonders in Trümmerhalden auftritt. Weiter unten bis zum Thalbette in einer Länge von etwa zwanzig Kilometern bei einer durchschnittlichen Breite von sechs Kilometern tritt ausnahmsweise eine lokale tertiäre Formation zu Tage. Am ähnlichsten sieht die Masse der Molasse, hin und wieder durch Leisten von Nagelfluh- und dünnen Gipsbändern durchzogen. An vielen Stellen sind die bis 300 m hohen Bodenerhebungen mit plutonischem Geröll bedeckt. Diese Formation ist ähnlich und verwandt mit derjenigen an den Cordilleren und der am Rio Paraná.

In diesem Gebiete liegen in der meist fast steinharten Masse die gleichen Sippschaften von Tierfossilien, mit weniger Variationen, wie in genannten Gegenden als: Hoplophorus, Megatherium, eine noch unbestimmte Spezies Toxodon, Scelidotherium, eine im vulgären Carnicero (noch nicht vollkommen klassifiziert) genannt, sowie andre, kleinere Fossilien. Zum Schlusse sei noch zweier Phänomen in den hiesigen Gebirgsgegenden gedacht.

Unter anderem erzählt Herr Lafosse, dass ihm und andern Leuten seltnermassen folgendes auf dem Passe des Socabon de las Capillitas (bei seinen Minen, etwa 3900 m über Meer) vorgefallen.

Dass bei bewölktem Himmel, ohne zu einem Gewitter zu kommen, die Atmosphäre überaus stark mit Elektrizität beladen gewesen sei. Der Mensch sieht sich plötzlich von phantastischen, kleinen, hie und da auftretenden Feuern umzuckt. Entledigt er sich des Vicunaponchós, begleiten kleine Detonationen die leuchtenden Entladungen. Man glaube sich in eine Leydensche Flasche verwandelt. Genanntes Wollgewebe ist ein schlechter Leiter. Sowie die Hand über den Puchullo (Poncho) streift, flüchten, polarisieren sich die Sprühlichter

derart, dass sie überall herumhüpfen, Eins das Andre vermeidend. Dies teilte genannter Herr einem seiner Minenadministratoren mit und erhält von diesem Folgendes erzählt.

Es ist bekannt, dass in diesen Hochgegenden reiche Metallminen noch unangebrochen existieren, ohne dass bis heute denselben jemand auf die Spur gekommen wäre. Dies schon aus dem Grunde, da wohl mancher Kenner und Wissener aus Furcht das Anboren unterlässt. Was hier nämlich öfters auftritt, sei ein helles, irrendes Licht, oft lodernd wie eine Flamme, indes ganz unähnlich dem Irrlicht auf morastigem Boden. Die Erscheinung ist hell, aber glühend wie ein Karfunkel.

Es sollen in der That auch von weniger Abergläubischen an derartigen Stellen Gruben edeln Metalls aufgethan worden sein, die sich zwar nicht ergiebig zeigten.

Das zweite Phänomen besteht aus der sogenannten Tembladera und dies wiederum in einzelnen Bergschluchten und Abhängen. Besonders im Sommer nach einem Regen und so lange noch einige Feuchtigkeit im Boden, entströmt der Erde ein gewisses Gas (geruchlos), welches von Pferden, Maultieren und selbst Kühen, die dies unheilvolle Gebiet durchwandeln und besonders des Nachts zu ihrem Schaden eingesogen wird, worauf die meisten erkranken. Die Symptome der Erkrankung sind hauptsächlich Zittern, es ergreift das Tier die Ermüdung und, wird nicht gleich energisch eingeschritten, durch Einspritzen in Nüstern und Ohren von alkoholischer Flüssigkeit oder durch Anbinden gewisser Pflanzen, so stirbt es in wenigen Stunden dahin. Der Mensch, nicht einmal der Hund verspürt das Mindeste von dieser Krankheit, auch wenn er auf demselben Erdboden schläft. Indes sollen Letztere, sowie Condore, die von der durch diese Krankheit gefallenen Opfer fressen, meist auch vom Tode hinweggerafft werden.

